



MICHAEL
THEURILLAT

KRIMINALROMAN

WETTER
SCHMÖCKER

List

Das Buch

Die Wetterschmöcker sind eine kleine, eingeschworene Gruppe von Naturmenschen, die das Wetter vorhersagen. Sie sind kantig, geradlinig und unbestechlich. Sie können die Natur lesen, kennen ihre Gefahren, ihre Reichtümer. Als einer dieser Männer seine Nichte bei Kommissar Eschenbach vermisst meldet, wundert sich der Leiter der Kriminalpolizei Zürich. Normalerweise werden Vermisstenmeldungen an anderer Stelle aufgegeben. Doch Alois Thüring ist hartnäckig. Das Unternehmen, für das seine Nichte arbeitet, handelt mit Rohstoffen. Und dort, in den Glaspalästen der Macht, stößt Eschenbach auf eine Intrige, die bald auch sein eigenes Leben in Gefahr bringt.

Der Autor

Michael Theurillat, geboren 1961 in Basel, studierte Wirtschaftswissenschaften, Kunstgeschichte und Geschichte und arbeitete jahrelang erfolgreich im Bankgeschäft. Die Romane mit Kommissar Eschenbach sind eine der beliebtesten Krimiserien der Schweiz. 2012 wurde *Rütlichschwur* mit dem Friedrich-Glauser-Preis ausgezeichnet. Michael Theurillat lebt mit seiner Familie in der Nähe von Zürich.

Von Michael Theurillat sind in unserem Hause bereits erschienen:

In der Reihe »Ein Kommissar-Eschenbach-Krimi«

Im Sommer sterben (1. Fall)

Eistod (2. Fall)

Sechseläuten (3. Fall)

Rütlichschwur (4. Fall)

Wetterschmöcker (5. Fall)

*»Euch gibt es zwei Dinge
So herrlich und groß:
Das glänzende Gold
Und der weibliche Schoß.
Das eine verschaffet,
Das andre verschlingt;
Drum glücklich, wer beide
Zusammen erringt!«*

Aus: *Paralipomenon 52 (Walpurgisnacht)/*
Satan. *Faust Teil I*
Johann Wolfgang von Goethe

EINLEITENDE BEMERKUNG

Muotathal ist ein Ort in der gleichnamigen Gemeinde im Kanton Schwyz in der Schweiz. Die Bezeichnung leitet sich vom Tal *Muotatal* ab, durch das der Fluss Muota fließt. Auf die unterschiedlichen Schreibweisen (Tal und Ort) wurde im Folgenden bewusst verzichtet.

Die Universitätsklinik Balgrist ist ein großartiges Spital, dem ich persönlich viel zu verdanken habe. Keine der im Roman geschilderten Szenen haben sich dort tatsächlich zugetragen.

Es ist mir auch deshalb wichtig zu betonen, dass es sich beim vorliegenden Roman um reine Fiktion handelt. Alle agierenden Personen und Institutionen sowie deren Verbindung zueinander sind frei erfunden. Mögliche Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sowie mit Ereignissen (in der Gegenwart oder in der Vergangenheit) sind rein zufällig und vom Autor nicht beabsichtigt.

Prolog

Es ist das Ohr – nicht die Stimme

Die Fähigkeit, anderen zuzuhören, ist eine Kunst, auch ein Metier. Man kann es lernen, so wie man sich eine fremde Sprache aneignet oder das Spielen eines Musikinstruments. Wenn Sie diese Kunst beherrschen, wird das nicht unbemerkt bleiben.

Menschen werden Ihnen Dinge erzählen, die Sie nie für möglich gehalten hätten. Auch Fremde. Ob Sie wollen oder nicht, man wird sich an Sie wenden. Man wird Ihnen Vertrauen schenken, manchmal sogar das Herz.

Viele denken, wer spricht, kann auch zuhören. Das ist ein weitverbreiteter Irrtum. Wirklich lernen tun wir nur das eine – das andere vergessen wir. Wir müssen es vergessen, und zwar schnell. Schon im Babyalter läuft alles darauf hinaus, das Zuhören zu vernachlässigen und mit dem Sprechen zu beginnen. Die erwartungsvollen Blicke der Eltern, so liebevoll sie zu Beginn auch sein mögen – sie lasten auf einem wie ein wachsender Schatten.

Stellen Sie sich vor, Sie könnten sich gleich nach der Geburt entscheiden, für eine Weile nicht zu sprechen. Nur zuhören, für zwei, drei Jahre vielleicht. Kein schlechter Entscheid. Das Umfeld, in dem Sie sich befinden, ist neu, die Grundversorgung mit Essen, Nestwärme und dergleichen ist gegeben, und der Zeitpunkt, sich in einer Kinderkrippe verständigen zu müssen, liegt noch in weiter Ferne. Warum sollten Sie sich nicht in aller Ruhe zuerst einen Überblick verschaffen?

Aber das funktioniert nicht. Nie und nimmer.

Nach durchschnittlich neun Monaten spricht ein Kleinkind sein erstes Wort. Das wissen Eltern, denn sie lesen Bücher, tauschen sich mit Freunden und Verwandten aus. Die häufigsten Worte sind »Mama«, »Papa«, »Auto«. Auch das ist bekannt. Und wenn Sie jetzt nicht bald den Mund aufmachen, wird es ungemütlich. Mamas Lachfalten werden sich in Sorgenfalten verwandeln. Mit zunehmender Verzweiflung wird man Ihnen die Wörter »Mama«, »Papa«, »Auto« geradezu an den Kopf werfen, wie Pflastersteine. Und bedrohliche Sätze werden folgen: »Um Himmels willen, das Kind ist nicht normal!«

Sie werden in panische Gesichter blicken. Es wird nicht lange dauern, bis man Sie in die Praxis einer Logopädin schleppt und einem Haufen sinnloser Tests unterzieht. Das ist schwer auszuhalten, wenn man sprechen kann, es aber nicht will.

»Vermutlich ist er ein ›Late Talker‹«, wird die Logopädin Ihre Eltern aufklären. »Ein ›Late Bloomer‹« – jemand also, der im Garten des Lebens erst spät blühen wird.

Tatsächlich ist das keine schlechte Nachricht. Wer will schon ein Schneeglöckchen sein, das schüchtern und kraftlos den ersten Sonnenstrahlen entgegenleuchtet, um wenige Tage später von schwerem Frühjahrsschnee wieder zugedeckt zu werden.

Kapitel 1

Kein Schneeglöckchen

Der Mann, der auf dem graugrünen Fahrrad, das er sich an einer Vélib'-Station gemietet hatte, die Rue Saint-Denis in Richtung Seine hinunterfuhr, war kein Schneeglöckchen. Er sah auch nicht aus wie eines. Jerome Leon Roth war ein Hüne, über einen Meter neunzig groß, mit breiten Schultern und einem energischen Kinn. Seine weißblonden Locken hatte er im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, die Ärmel des dunkelblauen Mantels hochgekremgelt. Trotz der Kälte, die am Abend dieses 7. Januar herrschte, trug er weder Mütze noch Handschuhe. Jerome liebte den eisigen Wind, das Gefühl, wenn sich Gesicht und Hände röteten. Er mochte den Schmerz in den klammen Fingern, und er genoss das Kribbeln in seinen Armen und Beinen. Es waren Sinnesreize, die seinen Geist schärfen und ihn für einen Moment in seine Kindheit zurückversetzten. Er erinnerte sich an kalte Nächte in den Bergen, an den langen Schulweg, den er zu Fuß zurücklegen musste. Zwischen hupenden Autos, in einem Meer von Lichtern, kam ihm alles wieder in den Sinn. Jerome lächelte, als er daran dachte, wie oft er als Bub mit seinen kurzen Beinen im Schnee stecken geblieben war.

Marie und Hans Roth hatten einen kleinen Bauernhof im Karstgebiet oberhalb des Flusses Muota betrieben. Harte Arbeit war es gewesen, in den kurzen Sommern das Heu vom steilen Nordhang in die Scheune zu tragen. Und noch mehr

hatten ihnen die Winter zugesetzt, wenn es galt, das Gehöft warm zu halten und von den drückenden Schneemassen zu befreien.

Im täglichen Kampf um ihre Existenz hatten die Eltern keine Zeit gehabt, sich groß Sorgen um das Kind zu machen. Um das Kind, das nicht sprach. Im Muotathal gab es viele Menschen, die äußerst wortkarg waren und ihr Herz nicht auf der Zunge trugen. »Er spricht halt nicht viel«, pflegte seine Mutter zu sagen. »Aber Hauptsache, er ist gesund.«

So blieb dem rotblonden Jungen mit den hellen bernsteinfarbenen Augen die Reise zu den Doktoren in der Stadt erspart, zu den Quacksalbern, wie der Vater sie nannte; und Jerome wuchs in dem guten Gefühl auf, ein ganz normaler Junge zu sein.

Auch in der Grundschule wurde keinerlei Aufhebens um den »stillen Bub« gemacht. Jerome hatte sich einen Platz in der hintersten Reihe ausgesucht, war ein aufmerksamer Schüler und führte ordentlich seine Hefte. Dass er sich nicht übermäßig am Unterricht beteiligte, fiel dem Lehrer kaum auf. Eher dass Jerome weder mit seinen Banknachbarn schwatzte noch sonst wie den Unterricht störte und dass er zudem in allen schriftlichen Prüfungen ausnahmslos die beste Note bekam.

Hätte er seinen Platz in der Welt der Pflanzen, meinte Jerome Roth später, in einem der seltenen Interviews, die er dem *Spiegel* gab, so fände man ihn spätblühend und hoch oben auf kargem, kalksteinhaltigem Grund, als jenes ausdauernde Kraut mit dem lateinischen Namen *Leontopodium*.

Dass er ein Edelweiß war, hatte er weder von einer Logopädin noch von einem Kinderpsychologen je gehört. Auch nicht von seinen Eltern. Er hatte es glücklicherweise selbst herausgefunden, als er erwachsen war und die Zeit dafür reif.

Auf seinem Fahrrad, mitten im Pariser Verkehr, hätte man Jerome Roth leicht für einen früheren Spieler der American Football League halten können oder für einen Türsteher im Rotlichtmilieu – für jemanden also, den man aufsuchte, wenn man Probleme hatte und Schutz brauchte.

Die Konzerne und Regierungen, die den Schweizer Ökonomeprofessor als Berater engagierten, hatten Probleme. Probleme anderer Art. Öffentlich taten sie diese zwar nicht kund, sie hängten sie so niedrig wie möglich, aber was änderte das schon? Probleme verschwanden nicht einfach, nur weil man beschönigende Beschreibungen fand; Worte, die optimistisch klangen und denen nichts Bedrohliches anhaftete. Von *Herausforderungen* war die Rede, von *Chancen* und *Risiken*.

In den Exekutivkomitees der Firmen wollte man sich keine Blöße geben, und auch die politischen Machtzentren übten sich darin, die Zuversicht auszustrahlen, dass alles nur eine Frage geschickten Verhandeln und raffinierten Taktierens wäre.

Jerome Roth wusste, wie es wirklich war. Es gab Opfer. Auch wenn die Schlachten meist diskret und mit der feinen Klinge des Intellekts ausgetragen wurden: Manchmal lief etwas aus dem Ruder. Dies, das wusste Roth ebenfalls, lag in der Natur des Menschen.

Und der war imstande, etwas völlig Unvorhersehbares zu tun. Etwas, das alle überraschte. Er war fähig, über scheinbare Grenzen hinauszudenken und schier Unmögliches zu leisten. Große Erfindungen wurden so gemacht, Länder und Märkte im Sturm erobert. Mit seiner schöpferischen Kraft war der Mensch aber auch in der Lage, große Zerstörungen anzurichten. Das war die Kehrseite der Medaille.

Jemand, der ein Genie oder dem Wahnsinn nahe war, konnte für ein Unternehmen einen bahnbrechenden Erfolg genauso herbeiführen wie den wirtschaftlichen Ruin.

Man musste den Menschen also kontrollieren. Mit Pro-

zessvorgaben und genau geregelten Abläufen. Aber war das wirklich eine gute Idee?

Früher hatten Unternehmen ihren Mitarbeitern oft die Freiheit gelassen, die sie brauchten. Eine Freiheit, die auch ein gewisses Maß an Fehlern und Misserfolgen zuließ. Im globalen Kampf um Märkte und Ressourcen hatte sich in den Firmen und Konzernen jedoch zunehmend Misstrauen eingeschlichen. Und mit dem Misstrauen kam die Angst. Wie ein Krebsgeschwür begann sie im Stillen zu wuchern und breitete sich aus. Das Bemühen, schließlich alles und jeden zu kontrollieren, führte mit der Zeit dazu, dass auch der Quell kreativen und produktiven Schaffens zu versiegen drohte. Das war der Kern des Übels, über das Jerome Roth als Gast der Sorbonne in seinem Referat sprechen wollte.

Viele der Konzerne, die er beriet, hatte die Angst vor dem Menschen in eine Einöde getrieben, auf unfruchtbares Land, auf dem sie nun festsaßen, verwundert, dass aus den Samen, die sie säten, keine Bäume mehr wuchsen.

Roth schlängelte sich mit seinem Fahrrad geschickt durch den Verkehr. Als er den Quai de Gesvres überquert hatte, ruhte sein Blick für einen Moment auf der angestrahlten Kathedrale Notre-Dame. Es schien ihm, als stemmten sich ihre beiden unverwüstlichen Türme geradezu gegen den tiefhängenden Winterhimmel – einen Himmel, der herabzustürzen drohte, als wollte er das Elend der Stadt unter einem milchiggrauen Leichentuch begraben.

Das Elend hatte Paris im Jahr zuvor einen Besuch abgestattet: in der Rue Nicolas Appert, während einer Redaktionsitzung von *Charlie Hebdo*, und dann noch einmal im November desselben Jahres im 10. und 11. Arrondissement sowie an drei Orten der Vorstadt Saint-Denis.

Im Geist ging Roth seinen Vortrag durch: »*Chers Mesdames et Messieurs!*« Die Begrüßung wollte er schlicht halten. Damit beging er einen Fauxpas, das war ihm bewusst. Denn

Madame Florence Jaccottet, die Leiterin der Administration an der Sorbonne IV, hatte ihm unaufgefordert per E-Mail eine Liste der wichtigsten Anwesenden zukommen lassen. Der VIPs – Very Important Persons (Jaccottet hatte die Abkürzung ausgeschrieben). Über zwanzig Personen waren es, Name, Vorname, korrekte Anrede, akademischer Grad und Funktion. Man erwartete offenbar, dass er den Bürgermeister, die drei Kabinettsmitglieder, die zwei Nobelpreisträger, die fünf Fakultätsdirektoren und so weiter in seiner Begrüßung gesondert erwähnte.

Quelle impertinence. Nichts dergleichen würde er tun. Und dafür gab es Gründe.

Er sagte nur ungerne, was man von ihm erwartete. Als jemand, der am Anfang seines Lebens zunächst einmal lange geschwiegen hatte, sah er darin eine Verschwendung von Ressourcen. Sein Selbstverständnis, aber auch sein exorbitantes Honorar erlaubten es ihm nicht, die Ansichten seiner Klientel lediglich zu bestätigen oder etwas vorzubringen, das ohnehin längst bekannt war.

Keine Erwartungen erfüllen – darin lag etwas Befreiendes.

Es kam häufig vor, dass er mit seiner unorthodoxen Einstellung Menschen brüskierte. Die Gäste auf Jaccottets Liste würden wohl die Nächsten sein.

Doch die Direktheit von Jerome Roth war wohlkalkuliert; nie war Respektlosigkeit der Nährboden seiner Provokationen. Der Professor war der Meinung, dass der Westen in bedrohlichem Maße denkfaul geworden war und dass man den Leuten zu nahe treten musste, damit sie ihren Kopf einschalteten.

»*Chers amis!*«

Anstelle der Namen (wenigstens den des Bürgermeisters) nun dies: Liebe Freunde! Ironisch gemeint, natürlich. Im kriselnden Europa gab es bestenfalls Verbündete – keine Freunde!

Aber so war seine aufs Einfachste reduzierte Begrüßung

auch nicht gemeint. Die *Grande Nation* mit ihrem Hang zum Zentralismus stand im Begriff, die Gegenwart komplett zu verschlafen. Für Roth war es geradezu paradox, dass ein Land, dessen Aufklärung von einer der blutigsten Revolutionen gekrönt worden war und das den Absolutismus so gründlich niedergerissen hatte, keine zweihundert Jahre später wieder einem derart infantilen Staatsglauben verfallen konnte.

Sein *Chers amis!* war ein Appell an die Franzosen, ihrer Obrigkeitstgläubigkeit abzuschwören. Sie überhaupt erst zu bemerken.

Mit dem 21. Jahrhundert war eine neue Weltordnung entstanden. Eine Konstellation der Unordnung, bei der es weder oben noch unten gab und bei der gewissermaßen der Intellekt des Individuums jenem der herrschenden Elite gleichgestellt war.

* * *

Clara rannte in Richtung Aufzug. Sie spürte ihren Puls in der Halsschlagader und rang nach Luft. Der Flur erinnerte sie an die langen Gänge im Innern eines Luxusdampfers. In ihren Ohren hämmerten Dampfturbinen im Rhythmus ihrer Schritte. Es schien ihr, als flögen die Wände links und rechts auf sie zu. »Bleib verdammt noch mal in der Mitte«, murmelte sie. Mit ausgebreiteten Armen versuchte sie, die Wände aufzuhalten.

Sekunden später prallte sie mit der Schulter hart gegen weißverputzten Beton. Torkelnd lief sie weiter. Der Boden schwankte unter ihr. Sie war nicht draußen auf dem Meer, sondern im Prime Tower, in der zweiunddreißigsten Etage. Dieses Hochhaus ist ein Scheißkäfig, dachte sie. Ein goldener Käfig, in dem die Wirtschaftsprominenz von Zürich ihre Büros hatte – und in den oberen Stockwerken Wohnungen.

Sie musste weg von hier, hinunter ins Parkhaus, zu ihrem Wagen.

Vor ihren Augen flimmerte es. Jahrmarkt im Kopf. Alles drehte sich. »Nicht umfallen, Clara. Nicht jetzt!« Wieder rang sie nach Luft. Warum schnürte sich in ihrem Hals alles zu ... konnte man auch an Land ertrinken?

Clara war kein Fisch, mochte auch keinen. Sie aß Fleisch. Vegetarier waren ihr ein Gräuel. Als sie noch ein Kind war, hatte Alois ihr gezeigt, wie man Forellen mit der Hand fing. Am Hürlibach, im Muotathal. Die Tiere hatten ihre Verstecke in den Uferböschungen, dort, wo sich der Bach ins Erdreich gefressen hatte. Bäuchlings hatten sie sich aufs Gras gelegt und mit beiden Händen ins eiskalte Wasser gegriffen. Es brauchte viel Geschick, die zappelnden Dinger zu packen und mit den klammen Fingern an Land zu ziehen.

Schneebedeckt leuchtete der Ortstock in kitschigem Rosa. So, wie sie ihn als Kind hundertmal gesehen hatte: wenn die Sonne am Abend ihr letztes Licht auf den Berg warf und der Gipfel erglühte.

Sieht man diese Dinge noch einmal, bevor man stirbt?

Mit zitternden Knien stand Clara vor dem Aufzug. Sie spürte, wie ihre Beine nachgaben und sie das Bewusstsein verlor.

»Wo bin ich?«, japste Clara. Sie saß gegen eine Wand gelehnt auf dem Boden, hatte die Beine angewinkelt und starrte in ein Gesicht, das sie nicht kannte. Es war ein schönes Gesicht, dunkle Augen, knapp über fünfzig vielleicht. Der Mann kniete vor ihr und fächerte ihr mit der Hand Luft zu.

»Wer sind Sie?«

»Herrera«, sagte der Mann. »Ich heiße Gabriel Herrera ... wollte gerade etwas trinken gehen, im Clouds, oberster Stock. Sie sind mir direkt in den Lift gefallen.« Er zog das Einstecktuch aus seiner Brusttasche und gab es ihr. »Sie bluten.«

Clara entdeckte die Blutlache auf dem Boden. Auch ihre Jeans hatten dunkle Flecken ... und ihre Füße. Wo waren ihre Schuhe? Erst jetzt fiel ihr auf, dass sie barfuß war. Sie sah es im

Spiegel des Aufzugs. Einen kurzen Moment betrachtete sie ihre Zehennägel. Sie waren rot lackiert. Alles war rot ... ihre Hände und das Tuch, das der Mann ihr gegeben hatte. Überall war Blut. »Scheiße«, krächzte sie. »Verdammte Scheiße.«

»Beruhigen Sie sich«, sagte Herrera. »Sie müssen atmen, tief durchatmen. Ich rufe gleich den Notarzt.«

»Nein!« Clara schüttelte, so gut sie konnte, den Kopf.

Herrera stutzte. »So kommen Sie nicht weit, Lady. Es tropft Ihnen aus der Nase ... dann die Platzwunde an Ihrem Kopf. Sie verlieren zu viel Blut.«

»Garage ...«, brachte Clara heiser hervor. »Ich möchte bitte zu meinem Wagen.«

»In diesem Zustand?« Gabriel Herrera, ein Gentleman alter Schule, schaute besorgt auf sein Einstecktuch, das Clara an ihre blutende Stirn drückte. »Haben Sie ein Appartement auf dieser Etage? Ich könnte Sie begleiten ...«

»Tiefgarage«, zischte Clara. »Bitte!«

»Okay, okay ...« Herrera drückte auf den Knopf fürs Untergeschoss. »Wollen Sie nicht vielleicht doch lieber zu einem Arzt?«

»Nein, verdammt.« Wie ein Boxer nach einem Knock-out versuchte Clara aufzustehen und blickte dabei Herrera energisch in die Augen: »Sehen Sie, es geht ...« Auf wackeligen Beinen stand sie da, keuchte, schnappte nach Luft. Und als sich erneut alles zu drehen begann, ruderte sie mit den Armen wie eine Ertrinkende.

Der Mann fasste sie bei den Schultern und hielt sie fest. »Wir sind gleich unten.«

Ein leiser Gong erklang. Die Aufzugtür öffnete sich.

»Es geht schon«, sagte sie schwach. »Es geht.«

»Ja, natürlich geht es.« Herrera schnaufte und fuhr sich mit der Hand durchs schwarze, leicht gewellte Haar. »Ganz wunderbar sogar. Und jetzt steigen Sie in Ihr Auto und fahren die Rallye Monte Carlo.«

Clara ging ein paar Schritte und krallte sich an Herreras Oberarm fest. Sie versuchte zu lachen. »Ja, ja ... Monte Carlo.« Dann spuckte sie Blut.

»Ist es weit bis zu Ihrem Wagen?« Herrera biss sich auf die Unterlippe und überlegte. So konnte er die Frau unmöglich sich selbst überlassen.

»Gleich hier um die Ecke«, hustete Clara.

»Auf den VIP-Parkplätzen?«

»Ja, verdammt!«

Ein weißer Bentley Continental stand da.

»Ist es der?«

»Ja.«

»Geben Sie mir den Schlüssel.«

»Sie spinnen wohl«, krächzte Clara, die sich noch immer an Herrera festhielt.

»Die Schlüssel, Lady!«

Clara schüttelte den Kopf wie ein trotziges Kind, löste ihren Arm und griff in die Tasche ihrer Jeans.

»Jetzt hören Sie mal zu«, rief der Mann. Seine Stimme hallte durch die Tiefgarage. »Es ist halb zehn Uhr abends, und ich hatte einen anstrengenden Tag. Und eigentlich ist es mir egal, wer Sie so zugerichtet hat ...«

»Ich bin gestürzt.«

»Ja, natürlich. Von mir aus ...«

»Und ich schaff das allein.« Clara hielt den Autoschlüssel in der Hand, torkelte und fiel gegen den Wagen.

»Herrgott noch mal«, fluchte Herrera. Er sah die Blutspur, die Clara auf dem weißen Lack hinterlassen hatte. »Das bringen wir jetzt zu Ende«, sagte er. »Ob Sie wollen oder nicht. Ich fahre Sie zu einem Arzt.«

»Mara Hofer«, krächzte Clara. Sie war zu Boden gesunken und keuchte. »Mara ist Ärztin.«

»Wo?«

»Aurorastrasse zweiundzwanzig.«